

Ansprache

bei der

Schulfeier zu Goethes 150. Geburtstage.

Schon seit längerer Zeit hat sich allenthalben im deutschen Vaterlande das Verlangen geregt, den 150. Geburtstag Goethes in würdiger Weise zu begehen, und wo äufsere Verhältnisse es nicht ermöglichten, diese Feier am 28. August selbst zu veranstalten, entschlofs man sich zu Vorfeiern und brachte in Wort und Bild, in musikalischen Darbietungen, zu denen Goethes Dichterworte den Tonmeistern Unterlage und Anregung boten, wie in scenischen Aufführungen, durch Illumination und Fackelzüge den Manen des Geisteshelden seine Huldigung dar. So in Düsseldorf, Köln, Strafsburg, Wetzlar, Heidelberg und anderen Orten. Und als in der Pfingstwoche die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft in Weimar tagten, in der Stadt, die Goethes zweite Heimat geworden, da wurde sein Andenken in festlicher Weise gefeiert durch wissenschaftliche Vorträge und durch Musteraufführungen des „Tasso“ und des „Egmont“, während man die eigentliche Geburtstagsfeier im grofsen Stile der Stadt überliefs, wo Goethes Wiege gestanden, und in welcher er seine Knabenzeit und ersten Jünglingsjahre verlebt hat.

Aber trotz dieser bedeutsamen Vorfeier in der Pfingstwoche soll der 28. August in Weimar nicht in aller Stille vorübergehen. Goethes dereinstiges Wohnhaus auf dem Frauenthorplane steht im festlichen Gewande da, die Goethe-Schillerstatue erhebt sich aus duftigem Orangen- und Lorbeergrün, und zu den Füfsen Goethes ist von seiten der Stadt ein prachtvoller Kranz niedergelegt. In den höheren Bildungsanstalten wird auf Anordnung des Grofsherzoglichen Staatsministeriums des grofsen Mannes in Ansprachen gedacht werden. An unserer Schule ist dazu mir der Auftrag geworden; und so will ich denn versuchen, durch Worte in einfachen Umrissen das Bild dieses Geisteshelden zu zeichnen und nachzuweisen, wie wir Weimaraner allen Grund haben, mit Stolz Goethe den unseren zu nennen, ob wir ihn nun als Dichter oder als Forscher und Gelehrten betrachten oder uns vergegenwärtigen, wie er in seiner amtlichen Stellung für Weimars Wohl und Ruhm unablässig thätig gewesen ist.

Am 28. August 1749, um die Mittagsstunde, wurde Johann Wolfgang Goethe geboren. Sein Vater war kaiserlicher Rat und Doktor der Rechte, seine Mutter Katharina Elisabeth war die Tochter des Rates und Stadtschultheifsen von Frankfurt, Namens Textor. Herr Rat Goethe näherte sich bereits seinem 40. Lebensjahr, als er die Neigung des siebzehnjährigen schönen Mädchens gewann. — Wie dem Alter, so waren auch dem Charakter nach der Herr Rat und die Frau Rätin grundverschieden. War der Vater ein Mann von ernster Ruhe,

peinlicher Ordnungsliebe und voll Liebe und Verständnis für Kunst und Litteratur, so war die Mutter eine einfache, heitere, lebenslustige Frau mit warmem, sinnigem Gemüte und begabt mit lebhafter Phantasie und ausgezeichnetem Erzählertalente; so war sie ganz geeignet, den trockenem, verstandesmäßigen Ernst des Vaters zu ergänzen, und darum konnte auch Goethe nachmals selbst sagen:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zum Fabulieren.

Ja, wenn die poetisch bewegliche Natur der Mutter, die bei ihrer Jugend dem Sohne und ihrer ein Jahr später geborenen Tochter Cornelia selbst noch eine Spielgenossin war, muntere Geschichten und lebensfrische Märchen erzählte, welche frühzeitig die kindliche Phantasie in das Zauberland der Wunder hinübertrugen, so übernahm der Vater den Unterricht seiner Kinder fürs erste selbst und begann denselben schon mit dem vierjährigen Knaben, jedoch nicht, wie es sich für das zarte Alter wohl geziemt hätte, in freundlichem Spiele, sondern mit dem Ernste des Lehrers. Bestrebt, das ganze Gebiet des Wissens und sogar der ausübenden Kunst mit den Kindern zu durchwandern, zog er möglichst viele Gegenstände in den Unterricht und setzte beharrlich und gleichzeitig die Übungen in den verschiedenen Fächern fort. Diese ziemlich planlose Überladung hätte gewifs gewöhnlichen Kindern die Lust am Lernen gründlich genommen, aber Wolfgang, ein aufsergewöhnlicher Knabe, faßte alles, behielt alles und machte es sich zu seinem Eigentume. Und so ist vielleicht das spätere Streben des Sohnes, dem menschlichen Geiste in allen Richtungen seines Forschens und Schaffens nachzugehen, um alle Strahlen der edelsten Kultur in sich aufzunehmen und als König des Geistes bei seinen eigenen Schöpfungen darüber zu gebieten, gerade auf diese Methode des ängstlich besorgten Vaters zurückzuführen. — Wirkten so Vater wie Mutter, jedes nach seiner Art, anregend auf das Gemüt und den Verstand des geweckten Knaben ein, so dürfen wir anderer Einflüsse nicht vergessen, denen sich gerade ein so lebhafter Geist, wie Wolfgang war, durchaus nicht entziehen konnte. Als Herr Rat Goethe nach dem Tode seiner Mutter einen umfassenden Umbau seines elterlichen Hauses vornahm, während dessen Dauer er sich entschließen mußte, den Unterricht seiner Kinder einer öffentlichen Schule anzuvertrauen, da fühlte sich der junge Wolfgang wie ein seinem Käfig entflohenes Vögelchen. Aber nicht die Schule war es, die dieses Gefühl zu erregen vermocht hätte, auch nicht der Verkehr mit anderen Knaben, von denen er, da er als Sohn reicher und vornehmer Eltern ziemlich anspruchsvoll auftrat, manche thätliche Zurechtweisung zu erfahren hatte, sondern die Ungebundenheit, mit der er sich jetzt in Frankfurt herumtreiben durfte. Jetzt erst lernte er mit Erstaunen seine Vaterstadt kennen. Wenn die öffentlichen Gebäude wie eine steinerne Chronik von vergangenen herrlichen Zeiten der Reichs- und Kaiserstadt erzählten, wenn es ihn verlangte, die historisch merkwürdigen Orte aufzusuchen, wenn ihn seine Entdeckungsreisen zum Römer und zum Saalhof, über den Markt und die neue Kräme, in den Dom, auf die Mainbrücke und über dieselbe nach Sachsenhausen führten, so hatte er auf der anderen Seite zur Zeit der Messe Gelegenheit, das moderne und grofsartig bewegte Leben des Verkehrs zu bewundern. Ganz natürlich hatte er, ein echter Junge, eine besondere Freude an Schaubuden und Bänkelsängern und nicht zuletzt am Frankfurter Büchermarkt, auf dem, wenn auch auf schrecklichstem Löschpapier gedruckt, die deutschen Volksbücher für wenige Kreuzer zu kaufen waren. — Bald

nach Vollendung des Umbaues wurde der regelrechte Unterricht zu Hause wieder aufgenommen, und als der Vater nicht mehr imstande war, denselben allein zu erteilen, wurden Privatlehrer herangezogen; auch ein Zeichenlehrer und ein Musikus wurden gewonnen und damit auch die körperliche Ausbildung nicht vernachlässigt wurde, erhielt Wolfgang mit mehreren Altersgenossen zusammen Fecht- und Reitunterricht. — Außerdem erhielt der jugendliche Geist Wolfgangs im elterlichen Hause manche Anregung, einerseits durch die reichhaltige Sammlung von italienischen Landschafts- und Architekturbildern, auf denen sein Auge so gerne weilte, und die, wenn der alte Herr seinen Kindern dieselben erklärte und von seinem Aufenthalte in dem Wunderlande erzählte, die Sehnsucht dorthin in ihm wachriefen, andererseits durch die nicht unbedeutende Bibliothek seines Vaters, aus der er Vergils Aeneide, Fénelons Telemach, Ansons Reisen, Tasso in den vorhandenen Übersetzungen, wie die deutschen Dichter Kanitz, Haller, Hagedorn mit großem Eifer las. Der eben in den ersten Gesängen erschienene Messias Klopstocks fehlte in der Bibliothek, weil der Vater die reimlosen Verse nicht leiden mochte; dafür lasen ihn Mutter und Kinder mit um so größerer Begeisterung heimlich und lernten einzelne Stücke daraus sogar auswendig. Selbstverständlich nahm der junge Goethe die ihm hier gebotenen Schätze nicht nur passiv in sich auf, sondern seine Produktionslust trieb ihn nunmehr zu eigenen dichterischen Versuchen. — Alle diese Beschäftigungen wurden mit einem Male durch den 7jährigen Krieg unterbrochen. 1759 erhielt Frankfurt eine französische Besatzung, und der Königsleutnant Thoranc wurde in Goethes elterliches Haus auf einige Jahre einquartiert. Dieser, ein kinderfreundlicher, kunstsinniger Herr, hatte viel Wolfgang und die kleine Cornelia um sich. Zur Ausschmückung des seinem Bruder gehörigen Schlosses beschäftigte er viele Maler Frankfurts und Darmstadts, und so durfte auch der junge Goethe in dem errichteten Mansardatelier verweilen und die Gemälde entstehen sehen, wodurch die Liebe zur Kunst in ihm schon früh geweckt, sein Geschmack gebildet und sein Urteil geübt wurde. Noch größere Freude bereitete ihm das Theater, welches die Franzosen einrichteten. Wolfgang hatte von seinem Großvater ein Freibillet erhalten, das er fleißig benutzte. So durfte er ungehindert das Schauspiel, Proben wie Aufführungen besuchen, und mit dem Personale, zumal mit den Kindern der Truppe, trat er auch in munteren Verkehr. So lernte er auch bald die französische Sprache mit ziemlicher Geläufigkeit sprechen. Als endlich im Juni 1761 die Franzosen Frankfurt verließen, wurde der Unterricht unter der Leitung des Vaters um so eifriger wieder fortgesetzt, und bei seiner leichten Auffassungsgabe wurde es Wolfgang nicht schwer, bis zu seinem 16. Jahre die geistige Reife zu erlangen, die ihm ermöglichte, auf der Universität seine Studien fortzusetzen. Am liebsten hätte er sich dem Studium der neuauftretenden Altertumswissenschaften gewidmet, aber der unbeugsame Wille des Vaters verlangte von ihm, daß er juristische Vorlesungen hören und Rechtsgelehrter werden sollte. Ebenso wenig war ihm die Wahl der Universität freigestellt; während seine Sehnsucht nach der Universität Göttingen gerichtet war, hatte sein Vater Leipzig im Auge. So begab sich im Herbst 1765 der junge Goethe nach Leipzig mit einem Empfehlungsschreiben an den Professor der Jurisprudenz, Hofrat Böhme, in dessen Hause er eine sehr freundliche Aufnahme finden und an dessen Gemahlin er eine wahrhaft mütterliche Freundin gewinnen sollte. In der ersten Zeit besuchte er auf den Rat des Prof. Böhme die rechtswissenschaftlichen Vorlesungen mit dem größten Eifer, bald aber liefs er bei der Armseligkeit der damaligen Universitätsvorträge die Jurisprudenz links liegen. Da verschaffte ihm ein günstiger Zufall die Bekanntschaft mit Oeser, dem Lehrer und Freunde des Kunstschriftstellers Winckelmann. Oeser führte ihn in das

Reich des Schönen ein und nährte in ihm das Interesse für die Geschichte der Kunst. Durch Oesers Vermittelung erschlossen sich ihm die Leipziger Kunstsammlungen, und bei ihrem wiederholten Besuche entstand der lebhafte Wunsch einer Studienreise nach Dresden, dessen Galerie schon damals sich des Rufes erfreute, die beste und reichhaltigste Gemäldesammlung Mitteldeutschlands zu sein. Diese Studienreise brachte er im Februar und März 1768 zur Ausführung. — Neben den bildenden Künsten vernachlässigte er aber keineswegs die darstellenden. Er war ein fast regelmäßiger Besucher des neu erbauten Theaters, in welchem neben Stücken der Franzosen Werke von Goldoni und Weise und 1767 unter allgemeinem Jubel Lessings Minna von Barnhelm über die Bühne gingen. Früher als er selbst es gedacht, und eher als es im Plane seines Vaters gelegen, sah sich Goethe genötigt, ins elterliche Haus nach Frankfurt zurückzukehren. Unregelmäßiges Leben, bald ganze Nächte hindurch fortgesetzte Studien, hierauf wieder fröhliche Gelage, dazu der Genuß schweren Bieres und Weins und starken Kaffees, — das alles konnte seine sonst kräftige Konstitution auf die Dauer nicht vertragen. Im Sommer 1768 befahl ihn ein heftiger Blutsturz. War auch ärztliche Hilfe rasch zur Stelle, und konnte auch der Schwerkranke gerettet werden, so zwang ihn doch eine zurückbleibende Schwäche, seine Leipziger Studien aufzugeben. Empfang ihn bei seiner Rückkehr der Vater mit Vorwürfen, so begrüßten ihn Mutter und Schwester um so zärtlicher, und eine treue Pflegerin fand er außerdem in einer Freundin seiner Mutter, in dem pietistischen Fräulein von Klettenberg, dem er später in „Wilhelm Meister“ in den „Bekennnissen einer schönen Seele“ ein Denkmal setzte. Durch ihren Einfluß verfiel er in allerlei religiöse Grübeleien und mystische Träumereien, die durch Hamanns Schriften nur noch genährt wurden, und diese Träumereien führten ihn wieder zu alchymistischen Versuchen, die ihm später noch reichen Gewinn für seinen Faust boten. Aber Goethe war nicht die Natur, die eine an Aberglauben streifende Religionsanschauung lange hätte gefesselt halten können. Der Aufenthalt in Straßburg, wohin ihn im April 1770 nach seiner Wiedergenesung ein glücklicher Stern führte, befreite ihn mit einem Male von seinen pietistischen Neigungen. Hier in Straßburg befand sich Goethe behaglicher als in Leipzig. Hier fand er Lehrer, die ihm zusagten; hier gewann er Freunde, wie Jung-Stilling, Salzmann, Lersé, deren Verkehr für ihn von der günstigsten Wirkung war; hier war es vor allem Herder, der durch seine imponierende Persönlichkeit anregend und bestimmend auf ihn einwirkte. Herder öffnete ihm das Auge für die Erkenntnis des wahren Wesens der Poesie; er verstand es, ihn für das Volkslied zu begeistern, er wies ihn hin auf Homer, Pindar, Ossian und Shakespeare wie auf Goldsmiths „Vicar of Wakefield“; er lehrte ihn die Bibel als poetisches Kunstwerk würdigen. Und von jetzt ab sagte sich Goethe ganz los von seiner Vorliebe für den französischen Geschmack; er trat in den Kampf ein gegen alle engherzigen Regeln und Formen; er liefs sich hinreißen in die Sturm- und Drangperiode, vor deren Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten ihn die eigene gute Natur, wie das herzinnige Verhältnis zu Friederike, dem Pfarrerstöchterchen von Sesenheim, bewahrten, ein Verhältnis, dem wir so herrliche Lieder verdanken, wie sie bis dahin in deutscher Zunge noch nicht erklingen waren. Damals dichtete er: „Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!“ „Kleine Blumen, kleine Blätter“ und vor allem das schöne Mailied „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“ — Am 6. August 1771 „absolvierte er mit einigen Ehren die Promotion“, und zwei Wochen später, — allerdings nicht ohne tiefe Wehmut im Herzen, denn vor seiner Rückkehr ins Elternhaus hatte er sein zartes Verhältnis zu Friederike von Sesenheim gelöst, — betrat er wieder seine Vaterstadt. Der Vater empfing den Sohn mit Stolz und Freude. Freilich jetzt war

er auch heimgekehrt mit dem Diplome eines Licentiaten, während er aus Leipzig zurückgekommen war wie ein Schiffbrüchiger, dessen Hoffnungen gescheitert waren und dessen Gesundheit für immer gebrochen zu sein schien. Aber die quälenden Gedanken an das Pfarrhaus in Sesenheim wollten ihn nicht verlassen, und wenn die rührende Gestalt Friederikens frisch und lebendig vor seine Seele trat, da klopfte jedesmal sein Herz vor gewaltiger Unruhe. In solch peinlichen Stunden suchte er Zerstreuung im Umgange mit geistesverwandten Menschen, und solche fand er auf Ausflügen, die er nach Homburg und besonders nach Darmstadt unternahm, wo damals die hochgebildete Landgräfin Karoline als Beschützerin der schönen Litteratur waltete, deren besonderer Günstling, der Kriegszahlmeister Merck, in der Folgezeit durch sein zwar derbes, aber gesundes Urtheil, wie durch seinen klaren Sinn für poetische Wahrheit bestimmend auf Goethes kritische Bestrebungen wirken sollte.

Im Frühjahr 1772 begab sich Goethe nach Wetzlar, um, wie sein Vater es wünschte, am dortigen Reichskammergericht seine praktische Thätigkeit zu beginnen. — Wie ganz anders fand er dort das Leben, als er es im Kreise seiner Darmstädter Freunde genossen hatte! An dem schwerfälligen Gang der Geschäfte am Kammergericht, dessen morsches Räderwerk sich so langsam bewegte, daß Richter und Beisassen hinstarben, ehe ein anhängiger Rechtsstreit zur Entscheidung kam, — und bei Goethes Eintritt hatte die Zahl derselben bereits die Höhe von 20 000 erreicht — konnte der jugendliche, lebensfrohe Dichter keinen Gefallen finden; dafür gab es aber auch in Wetzlar Wein, fröhliche Gesellschaft und geistiges Leben. Junge Assessoren, die an Lebenslust den akademischen Bürgern Leipzigs und Straßburgs wahrlich in keiner Weise nachstanden, hatten eine Tafelrunde gebildet, an der sie sich nach ihren höchst trockenen Berufsarbeiten durch Spielen von Ritterromanen ergötzten, wobei sie sich mittelalterliche Namen beilegte und sich in Kraftausdrücken bewegten, die sie alten Chroniken entlehnten. In diesen Kreis wurde Goethe als Götz v. Berlichingen eingeführt, und dessen Rolle verstand er um so trefflicher zu spielen und um so wahrheitsgetreuer durchzuführen, als er für seine poetischen Zwecke bereits die Lebensgeschichte „des Ritters mit eisernen Hand“ so, wie sie nach dessen eigenem Entwurfe vorliegt, eifrigst und gründlich studiert hatte. Und so durchlebte er an dieser Tafelrunde, wie er es selbst nennt, sein drittes akademisches Leben. — Dergleichen Kurzweil entfremdete jedoch unsern Dichter nicht seinem Bestreben, sich nach allen Seiten hin auszubilden, und in dieser Beziehung war für ihn von Bedeutung die Bekanntschaft, die er mit dem gothaischen Legationssekretär und Dichter Fr. Willh. Gotter machte, durch den er in nähere Beziehung zu dem Göttinger Dichterbund trat, wie die Freundschaft, welche er mit dem hannoverischen Legationssekretär Joh. Chr. Kestner, dem Bräutigam der jugendlich schönen Charlotte Buff, schloß. Welch tiefen Eindruck diese auf ihn machte, bezeugt die reizende Scene in seinem „Werther“, wo Lotte, umringt von den Kleinen, „im simplen weißen Kleide mit blafsroten Schleifen“ von einem schwarzen Brote jedem „nach Proportion des Alters und Appetits“ abschneidet, und die Chodowiecki wie Kaulbach so trefflich in ihren Bildern wiederzugeben verstanden haben. Aber Goethe wufste Herr seiner Gefühle zu bleiben, während er im Herbst nach seiner Heimkehr nach Frankfurt die traurige Nachricht erhielt, daß einer seiner Kollegen in Wetzlar, der junge, talentvolle Jerusalem, sich unter ähnlichen Verhältnissen erschossen habe. Das unglückliche Ende dieses begabten Jünglings veranlaßte kurz darauf Goethe, seinen Roman „Werthers Leiden“ zu schreiben. In diesem Roman verschmolz er eigene Erlebnisse mit dem Schicksale Jerusalems und schaffte sich so Befreiung von seinen eigenen Seelenqualen. „Zische, Nord“, sang er damals auf einsamer Wanderung,

„tausendschlangenzungig mir ums Haupt! Beugen sollst du's nicht! Beugen magst du kindscher Zweige Haupt, von der Sonne Muttergegenwart geschieden.“ —

Bevor aber „Werthers Leiden“ erschienen, hatte Goethe seinen „Götz v. Berlichingen“ herausgegeben, zuerst ohne sich als dessen Dichter zu bekennen. Sofort bildete dieses Schauspiel den Mittelpunkt des litterarischen Tagesinteresses, und das ganz natürlich; war doch der Götz durch seine urdeutsche Gesinnung das erste wesentlich originale und nationale Drama unserer Litteratur, in welchem das sturm- und drangvolle Aufstreben des patriotischen Freiheitsgefühls veranschaulicht wurde. „Götz v. Berlichingen, schrieb Wieland im Deutschen Merkur, ist ein Stück, welches die drei Einheiten schändlich auf den Kopf stellt, weder Trauerspiel noch Lustspiel und trotzdem das schönste und bezauberndste aller Ungeheuer ist“; Hamann prophezeite in einem Briefe vom 31. Mai 1774 an Herder: „Der Name seines (näml. Goethes) „Götzen“ wird wohl ein Omen für unseren theatralischen Geschmack sein oder die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie“, und Herder selbst schrieb in seinen „Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste“: „Goethes „Berlichingen“ ist ein großes Stück, groß und unregelmäßig, wie das deutsche Reich ist, aber voll Charakter, voll Kraft und Bewegung“. — Wenn „Götz v. Berlichingen“ den Ruf des Dichters begründet hatte, so erhob sich, als ein Jahr darauf der Roman „Die Leiden des jungen Werthers“ erschien, ein Sturm von Begeisterung durch ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus, und mochten auch denkende Männer nicht mit allem übereinstimmen, das erkannten doch alle an, daß in Goethe eine ganz aufsergewöhnliche Dichterkraft erstanden sei. „Götz v. Berlichingen“ wie „Werther“ brachten eine Menge Übersetzungen und Nachahmungen auf den Markt; sogar als Volksbücher wurden Drama wie Roman gedruckt und neben „Dr. Faust“ und „Till Eulenspiegel“ in den Straßen feilgeboten; ja in Paris bekam die italienische Sängerin Catalani den „Werther“ auf der Bühne als „eine ganz kapitale Farce“ zu sehen. —

Liefen aus allen Teilen Deutschlands Briefe an den jungen Dichter ein, die den Eindruck, den seine Dichtungen hervorgebracht, abspiegelten, so wurde das sonst so stille Haus des alten Herrn Rats jetzt der Sammelplatz für die litterarischen Größen und die aufstrebenden Talente jener Tage; keiner von ihnen, die durch Frankfurt reisten, wollte es versäumen, den genialen Dichter aufzusuchen. Die folgenreichste Bekanntschaft aber, welche er machte, war die mit dem Erbprinzen Karl August von Weimar und dessen Bruder Konstantin. Dem Erbprinzen waren die Schriften Goethes bekannt, dessen „Götz“ ihn begeisterte und dessen „Werther“ ihn erschütterte hatte. Kein Wunder darum, wenn Karl August das lebhafteste Verlangen hegte, den Dichter persönlich kennen zu lernen. Als die beiden Prinzen, auf einer Reise nach Frankreich und der Schweiz begriffen, Frankfurt berührten, da vermittelte ihr Haushofmeister, Major v. Knebel, deren Bekanntschaft mit Goethe, und dieser machte bei der Vorstellung einen so gewaltigen Eindruck auf sie, daß er von ihnen aufgefordert wurde, sie auf ihrer Weiterreise nach Mainz zu begleiten. Auf dieser Reise wurde zwischen dem siebzehnjährigen Erbprinzen und dem acht Jahre älteren Patriziersohn ein inniges Band der Freundschaft geknüpft, und als Karl August an seinem 18. Geburtstage, am 3. September 1775, die Regierung seines Landes angetreten und sich mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählt hatte und auf seiner Rückkehr aus Karlsruhe nach Weimar wieder durch Frankfurt kam, da liefs er an den Dichter so warm und herzlich und so dringend die Einladung ergehen, zu einem längeren Besuche zu ihm nach Weimar zu kommen, daß der Dichter nicht länger widerstehen konnte, dem Rufe des Fürsten Folge zu leisten.

Es war der 7. November 1775, als Goethe in früher Morgenstunde in Weimar eintraf. Weimar bot damals nicht den Anblick der schmucken, stolz-vornehmen Residenz von heute, sondern machte mit seinen kaum fünfhundert Häusern und seinen Mauern, deren Thore niemand ohne polizeiliche Kontrolle passieren durfte, den Eindruck eines kleinen, armseligen, wenig einladenden Landstädtchens. Nach dem Ausspruche eines Zeitgenossen kam es weder an Reinlichkeit und Anlagen noch an Bauart dem heiteren und luftigen Jena gleich; seine Gassen waren unregelmäßig und schlecht gepflastert, und, da man zu jener Zeit in Thüringen noch nichts von einer Straßenbeleuchtung wufste, so war es, mußte man bei Nacht durch die holprigen Strafen gehen, ratsam, sich einer Handlaterne zu bedienen, wenn anders man nicht Gefahr laufen wollte, Hals und Beine zu brechen. Das Residenzschloß, die alte Herzogsburg, war ein Jahr vor Goethes Ankunft, im Mai 1774, durch einen schrecklichen Brand eingäschert worden, und so fand Goethe statt dessen nichts vor als einen Trümmerhaufen, vor dem sich nach Süden, dem jetzigen Parke zu, ein nicht unansehnlicher Teich ausbreitete, an dessen östlicher Seite Wirtschaftsgebäude und die Bibliothek standen, während an der westlichen Seite das rote und gelbe Schloß sich erhob und auf der Südseite das Fürstenhaus sich befand, ein schmuckloses Gebäude, das selbst dringend der baulichen Vervollkommnung bedurfte, und in welchem trotz seiner Einfachheit und Enge bis zum Wiederaufbau des Schlosses fast 30 Jahre lang das junge herzogliche Paar residierte. Statt des herrlichen Parkes, der späteren Schöpfung Goethes, zog sich an den Ufern der Ilm der „welsche Garten“ hin, bestanden mit Bäumen, welche nach französischem Geschmack in seltsame Gestalten ausgeschnitten waren, und durchzogen von Kanälen, über welche Brücken führten. Hinter diesem Lustgarten dehnte sich, bis nach Oberweimar hin, ein Wald aus.

Das war die Residenz Karl Augusts, dessen Name in der Geschichte Deutschlands in unvergänglichem Glanze fortleben wird; das war die Stadt, über die später Eckermann gegenüber Goethe äußerte: „Ich bin nun seit 50 Jahren hier, — und wo bin ich nicht überall gewesen — immer aber bin ich gerne wieder nach Weimar zurückgekehrt.“ Dafs hieran Verhältnisse und Umgebung den größten Anteil hatten, das unterliegt wohl keinem Zweifel. Betrachten wir daher den kleinen, aber ausgewählten Kreis, in welchen der junge Dichter eingetreten war und dessen Anziehungskraft ihn fürs ganze Leben festzuhalten vermochte.

Neben Goethes fürstlichem Gönner und Freunde, dem Herzog Karl August, einem jugendlichen Fürsten voll Kraft und Energie wie von lebendigstem Interesse für geistige Dinge und stürmischer Lebenslust, tritt uns zunächst dessen Mutter, die Herzogin Amalia, entgegen, eine seltene, höchst interessante Erscheinung. Sie war eine Prinzessin von Braunschweig und eine Nichte Friedrichs des Großen. Mit 18 Jahren Witwe und Mutter von zwei Prinzen, bald darauf Regentin des Landes bis zur Volljährigkeit ihres ältesten Sohnes, hat sie ihre Aufgabe als solche, das Land vor den Stürmen des siebenjährigen Krieges zu schützen, wie in dem Erbprinzen einen tüchtigen Fürsten zu erziehen, rühmlichst gelöst. Ernst und strenge, wann es sich um Pflichterfüllung handelte, war sie sonst im Verkehr heiter und lebenslustig; der steifen Hofetikette abhold, ohne dabei ihrer fürstlichen Würde etwas zu vergeben, liebte sie mehr den Umgang mit geistig hervorragenden Männern, als den Verkehr mit dem Hofadel. — Eine andere Natur war des Herzogs Gemahlin Luise. Ernst und stille, dabei aber wohlwollend und menschenfreundlich, eine vornehm-fürstliche Gestalt, hat sie einen Charakter bewahrt, der ihr die Verehrung selbst der Gegner erzwang; durch die Majestät ihrer Würde war sie 1806 nach der Schlacht bei Jena dem Weimarischen Lande eine mutige Fürsprecherin und ihrem fürstlichen Gemahl ein tapferer Anwalt vor Napoleon. In der täglichen

Umgebung dieser unter sich im ganzen so wenig ähnlichen Personen finden wir nun den heiteren Wieland, den Märchenerzähler Musäus, den feinsinnigen Knebel, ferner v. Seckendorff, v. Einsiedel, zu denen sich bald noch Herder gesellte, die geistreiche Hofdame der Herzogin Amalia, Fräulein v. Göchhausen, die obwohl eine kleine und etwas verwachsene Dame, wegen ihres munteren Wesens und ihrer gelungenen Einfälle der Liebling des ganzen Hofes war. Das war der Kreis, in den jetzt Goethe mit seiner vielseitigen Bildung und seinem Genie eintrat, und nicht lange sollte es dauern, da war er dessen Zierde und Mittelpunkt.

Goethes Wesen bezauberte alle, und Bewunderung und Liebe kamen ihm von allen Seiten entgegen. „Wie ein Stern“, sagte Knebel, „ging er unter uns auf“, und Wieland, den er früher in der Farce „Götter, Helden und Wieland“ verspottet hatte, war nach wenig Tagen von ihm dergestalt begeistert, daß er an Jacobi schrieb: „Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Tautropfen von der Morgensonne.“ Waren die Männer von Goethe begeistert, so waren alle Damen von ihm bezaubert. Unter diesen nimmt die erste Stelle ein Charlotte von Stein. Obwohl 7 Jahre älter als der Dichter, übte sie auf diesen einen so wunderbaren Einfluß aus, daß sich bald ein festes Band herzinniger Freundschaft um beide schlang. Und dieser Freundschaft verdanken wir die Briefe Goethes an Frau von Stein, in Bezug auf welche Julian Schmidt ausruft: „Hätte Goethe nichts weiter geschrieben, als die Briefe an Frau von Stein, so könnte man ihn schon darum als den größten Dichter der Liebe ahnen“; dieses Verhältnis liefs jene herrlichen vierzig Lieder reifen, die Goethe an sie und für sie gedichtet hat.

Bald nach Goethes Ankunft in Weimar entwickelte sich am Hofe ein gar fröhliches Leben. Es folgte eine Reihe von Festen und Lustbarkeiten aller Art, die durch die provisorische Existenz, welche der weimarische Hof infolge des Schloßbrandes bald in Fürstenhaus, bald in Ettersburg, Belvedere oder Tiefurt führte, erleichtert und gefördert wurden. Goethe führte das Schlittschuhlaufen in Weimar ein, das die vornehme Welt bis dahin als ein plebejisches Vergnügen verabscheut hatte; er beteiligte sich an Maskeraden, Jagden und anderen Zerstreungen, er schuf ein Liebhabertheater, dessen primitive Bühne bald im Redoutensaale auf der Esplanade (jetzigen Schillerstraße), bald im Tiefurter Park an den Ufern der Ilm, bald im Walde von Ettersburg, oder im Lustgarten auf grünem Rasenteppich zwischen den Bäumen unter dem Baldachin des Himmels aufgeschlagen wurde:

In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht.

Mitten in diesem Taumel von Lustbarkeiten und Festlichkeiten verbanden sich der Herzog und Goethe immer fester. Nichts konnte ohne Goethe unternommen werden; das Wichtigste wie das Unbedeutendste wurde mit ihm besprochen. Alles Formenwesen war zwischen Fürst und Dichter aufgehoben; sie aßen zusammen, sie schliefen oft in demselben Zimmer, das brüderliche Du hatten sie gleich nach Goethes Ankunft in Weimar eingeführt. — Goethe weilte zunächst nur als Gast in Weimar; der Herzog aber, der ihn von Tag zu Tag mehr schätzen und lieben lernte, war bestrebt, ihn dauernd an sich zu fesseln, und beschloß das Unerhörte, seinen Freund sieben Monate nach seiner Ankunft in Weimar zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Conseil und 1200 Thalern Gehalt zu ernennen. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich ob dieser beabsichtigten Ernennung seitens einer Partei

am Hofe und in der Bureaukratie. Wer war es denn, den der Herzog ins Geheime Conseil berufen wollte? Ein Bürgerlicher! Und was hatte er bisher geleistet? Er hatte zwar eine Anzahl ganz netter Gedichte verfasst, aber auch ein Drama, „den Götz“, geschrieben, in dem er den Aufruhr predigte, und einen Roman, „Werthers Leiden“, in welchem er den Selbstmord sanktionierte; dagegen besafs er weder die theoretischen noch praktischen Kenntnisse, die eine so hohe, verantwortungsreiche Stellung erforderte. So und auf ähnliche Weise murrte man in Hof- wie bureaukratischen Kreisen, und schliesslich kam es so weit, dafs der dirigierende Staatsminister, Freiherr v. Fritsch, seine Entlassung einreichte und Serenissimo erklärte, „dafs er in einem Collegio, dessen Mitglied Dr. Goethe werden solle, länger nicht sitzen könne, und dafs das Collegium durch Placierung des Dr. Goethe in selbigem in den Augen des Publici gar sehr heruntergesetzt werden müsse“. Und was that der Herzog darauf hin? Unbeirrt beharrte er bei seinem Entschlusse, und durch die eigenhändige Randbemerkung, die er dem Protestschreiben hinzufügte und die eine Charakterstärke bezeugt, welche weit über die Jahre des jugendlichen Fürsten hinausreichte, besiegte er jeden Widerstand. „Einen Mann von Genie“, so äufsert sich darin Karl August, „an einem anderen Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine aufserordentlichen Gaben gebrauchen kann, heifst ihn misbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, dafs durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesamten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihm immer nur nach Vertrauen geben.“

Am 11. Juni vollzog der Herzog das Dekret von Goethes Ernennung zum Geheimen Legationsrat, und fast zu gleicher Zeit erfüllte er des Dichters Herzenswunsch nach einer stillen Zufluchtsstätte, indem er dem jungen Legationsrat einen an der Ilm und dicht am Stern gelegenen Garten mit Gartenhaus zum Geschenke machte. Hier, in seinem idyllischen Tusculum, wohnte dieser sieben Jahre, Sommer und Winter; hier schlürfte er in vollen Zügen „den Balsam der allheilenden Natur“ und liefs die Seele sich rein baden von „Aktenstaub und Hofdunst“; hier besuchte ihn häufig der Herzog und verweilte oft bis tief in die Nacht hinein bei ihm in ernstesten Gesprächen. Die hier verlebte Zeit zählte Goethe noch in spätem Greisalter zu seinen liebsten Erinnerungen, und wenige Jahre vor seinem Tode schrieb er die sinnigen Verse:

Übermütig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Mut beschert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgeplanter, wuchs empor,
Geistig ging zugleich all dort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

Nach seiner Ernennung zum Geheimen Legationsrat war es an Goethe, den Protest des Ministers v. Fritsch zu entkräften und den Beweis der That anzutreten, dafs eine ernste Berufsbeschäftigung sehr wohl mit dem hohen Dienste der Musen vereinbar ist. Mit dem Entschlusse, nicht blofs Gast des Hofes, sondern auch Diener des Staates zu sein, wandte er sich mit energischer Selbstbeschränkung und Pflichttreue den ihm übertragenen Geschäften

zu; er arbeitete sich in Dinge ein, die ihm bisher ganz fern gelegen. Die Geschäfte der Wegebaukommission, des gesamten Bauwesens, der Bergwerks- und Forstverwaltung wie der Kriegskommission, welche nach und nach alle in seine Hand kamen, wurden alle mit Eifer erledigt, und dabei entwickelte er so eingehende Kenntnisse, daß selbst Fachleute darüber staunten. — Da er es als erste Aufgabe des Staates erachtete, die Lage des Volkes zu verbessern und ihm die Mittel zum Erwerben zu verschaffen, so liefs er in Ilmenau den längst eingestellten Bergbau wieder aufnehmen und seine Fürsorge den Webern in Apolda angedeihen. „Kann ich dichten“, so schreibt er einmal, während er an seiner Iphigenie arbeitete, „wenn ich täglich höre, daß die Weber in Apolda hungern?“

Und wie er auf der einen Seite bemüht war, Elend zu lindern, so war er auf der anderen darauf bedacht, Kunstfertigkeit und Bildung zu fördern. So schenkte er reges Interesse der 1775 in Weimar gegründeten „freien Zeichenschule“, als deren zweiten Leiter er nach dem Tode des Georg Melchior Kraus aus Rom Johann Heinrich Meyer berief, mit dem er Jahre lang ein inniges Freundschaftsverhältnis unterhielt und mit dem er in voller Gemeinsamkeit die Angelegenheiten der Zeichenschule bis ins kleinste Detail beriet; so widmete er seine ausdauernde Fürsorge der Universität Jena; so legte er den Grund für die naturwissenschaftlichen Sammlungen dieser Hochschule und schuf den botanischen Garten, der sich bald des Rufes einer Musteranstalt erfreute.

Zu seinem dreißigsten Geburtstage ernannte der Herzog Goethe zum Wirklichen Geheimen Rat, und vierzehn Tage später trat er mit ihm in ganz bürgerlicher Weise, ohne viel Gepäck und von nur einem Diener begleitet, über Frankfurt eine Reise in die Schweiz an. Nach viermonatlicher Abwesenheit kehrten die beiden Reisenden nach Weimar zurück, beide, wie aus den Mitteilungen der Zeitgenossen zu ersehen ist, zu ihrem Vorteil verändert. Den Eindruck, den die großartige Natur auf ihn ausübte, hat Goethe in seinen „Briefen aus der Schweiz“ lebendig und anschaulich geschildert. — Nach seiner Rückkehr widmete sich Goethe wieder mit frischen Kräften und erneutem Eifer den verschiedenartigsten Staatsgeschäften; dabei fand er noch Zeit zu einem lebhaften Briefwechsel nach allen Seiten hin, für seine Kunstbestrebungen im Zeichnen und Malen, für seine Studien in Botanik, Mineralogie, Anatomie und Optik, für eine rege Teilnahme am Hof- und Gesellschaftsleben, zu mancherlei Gelegenheitsdichtungen, wie z. B. zu den Singspielen „die Fischerin“ und „Scherz, List und Rache“; dabei liefs er einige der schönsten Früchte seiner Lyrik reifen, wie „den Fischer“, den „Erlkönig“, den „Sänger“, die Lieder des Harfners und die „Grenzen der Menschheit“.

Wenn man sich so das Leben Goethes in jener Zeit vergegenwärtigt, so muß man über die Kraft und Fülle seines Genies und über die Elasticität seines Geistes staunen. Doch dem Können eines jeden Menschen, auch des physisch-kraftigsten und geistigbegabtesten, ist eine gewisse Grenze gesetzt. Das sollte auch Goethe erfahren. — Als die Amtsgeschäfte und die gesellschaftlichen Pflichten von seiner Zeit immer mehr in Anspruch nahmen, als er für sich kaum mehr eine freie Stunde zur Sammlung seines Geistes oder zur Erholung fand, so daß größere Entwürfe wie der 1775 begonnene „Egmont“, der 1777 angefangene „Wilhelm Meister“, die 1779 in Prosa gedichtete „Iphigenie“ und der 1781, ebenfalls in Prosa geschriebene „Tasso“ gar nicht oder nur langsam vorwärts gediehen: da versetzte ihn der Zwiespalt mit seinem inneren Schaffensdrang und der Unzulänglichkeit seines Könnens in eine nervöse Überreiztheit, von der ihn nur ein gänzliches Losreisen aus seinen bisherigen Verhältnissen heilen konnte.

Im Juli 1786 begleitete Goethe mit einem großen Teile der Weimarer Gesellschaft den Herzog nach Karlsbad. Seine Schriften nahm er zur Durchsicht mit; denn er hatte mit einem Leipziger Verlagsbuchhändler einen Vertrag über die Herausgabe seiner „sämtlichen Schriften“ abgeschlossen. Nachdem seine Kur beendet war, und man Goethes Geburtstag in überaus heiterer Weise gefeiert hatte, war am 3. September auf einmal zur größten Verwunderung der Kurgäste der Herr Geheime Rat verschwunden, und niemand wußte, wohin, aufser dem Herzog, den er um Urlaub gebeten, und der, nachdem er ihn dem Freunde nach so angestrenzter vielseitiger Thätigkeit auf unbestimmte Zeit zu dessen Erholung in fürstlich edler Weise bewilligt, das Geheimnis so freulich wahrte, daß Goethe schon längst die italienische Grenze überschritten hatte und bereits in dem „Lande, wo die Citronen blühen“, weilte, während man in Weimar noch täglich seine Rückkehr aus Karlsbad erwartete. — Ein Alp war jetzt von Goethes Brust genommen, als er unter dem Namen eines Kaufmanns Müller aus Leipzig das Land seiner schon durch des Vaters Mitteilungen in frühester Jugend geweckten, bisher aber ungestillten Sehnsucht betrat. Das Anschauen der dortigen Meisterwerke der alten Bildhauer- und Baukunst, die an Abwechslungen so reiche, herrliche Natur und der Umgang mit hervorragenden Kunstkennern wie Meyer, Tischbein, Moritz, dem Verfasser der heute noch immer wieder aufgelegten und weit bekannten „Götterlehre“, und Angelika Kaufmann, der talentvollen Malerin der Bilder: Jesus und die Samariterin, und die Vestalin, förderten seine Kunstbildung. Jetzt erst gewann er die rechte Einsicht in den Begriff des Schönen, in die Bedeutung der Form für den Inhalt. — Seine Briefe aus Italien, die er später unter dem Titel „Italienische Reise“ zusammenstellte, zeugen von seinem Fleiße und lassen die zunehmende Läuterung des Gefühls, des Geschmacks und des Urteils erkennen. — Und jetzt vollendete er seinen „Egmont“, jetzt erhielten „Iphigenie“ wie auch größtenteils „Tasso“ die poetisch-vollendete Form, wie sie bisher von anderen völlig unerreicht geblieben ist.

Nach zweijähriger Abwesenheit rüstete sich Goethe, nachdem er den römischen Karneval noch einmal mit gefeiert, zur Heimreise, und im Juni kehrte er über Florenz und Mailand mit vielen Plänen und Entwürfen nach Weimar zurück.

Unter den angefangenen Arbeiten, welche er mitbrachte, befanden sich auch schon einige Scenen seines „Faust“, der größten poetischen Schöpfung der germanischen Welt. — Goethe war mit dem Entschlusse heimgekehrt, sein Leben nicht länger mit Amtsgeschäften hinzubringen, sondern sich ganz der Kunst und Wissenschaft zu widmen. In diesem Sinne hatte er schon von Rom aus an seinen fürstlichen Freund geschrieben: „Ich habe mich in Italien selbst wieder gefunden. Aber als was? Als Künstler. Ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann, und das Übrige anderen auftragen.“ — Der Herzog empfing den Heimkehrenden mit aller Herzlichkeit, und nach dessen Wunsch ward seine zukünftige Stellung umgestaltet.

Die drückende Last der Amtsgeschäfte war dem Dichter abgenommen, der aber der Rat seines fürstlichen Freundes nach wie vor blieb. Er behielt nur die Leitung der Bergbaukommission und aller mit Kunst und Wissenschaft zusammenhängenden Anstalten, vor allem aber von 1792 ab die des Theaters. In welcher Weise er es sich angelegen sein liefs, dasselbe zu einer wahren Musterbühne zu machen, das brauche ich euch, meine jungen Freunde, jetzt nicht ausführlicher zu erzählen, da vor kaum mehr als einem halben Jahre euer früherer Lehrer, Herr Dr. Ellmer, Goethes Thätigkeit nach dieser Seite in einem eingehenden Vortrage geschildert hat.

Mit schwerem Herzen hatte sich Goethe von Italien getrennt, und schwer wurde es ihm anfangs, sich in den heimatlichen Verhältnissen wieder zurecht zu finden. „Aus Italien, dem formreichen“, so klagt er, „war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heitern Himmel mit einem düsteren zu vertauschen.“ Das Unbehagen, das sich in diesen Worten ausspricht, wie die Wahrnehmung, daß, während man gerade bei seiner Rückkehr Schillers Jugenddramen entgegenjubelte, seine „Iphigenie“ wie sein „Tasso“ eine ziemlich kühle Aufnahme fanden, mochten wohl der Grund sein, weshalb sich Goethe nicht sofort zu neuem poetischen Schaffen zu entschließen vermochte.

Mittlerweile war die französische Revolution ausgebrochen, und ihre Stürme gingen auch an Goethe nicht spurlos vorüber. Aus seiner eben wiedergewonnenen Ruhe fühlte er sich plötzlich durch die Pariser Schreckens- und Greuelsszenen herausgerissen, und während dieser Zeit klammerte er sich „wie an einen Balken im Schiffbruch“ an naturwissenschaftliche Studien an. Er beschäftigte sich mit Zoologie, Mineralogie, Geologie und vor allem mit Optik und Botanik.

Im Jahre 1792 begleitete er den Herzog Karl August auf dem Zuge in die Champagne und im darauffolgenden Jahre wohnte er der Belagerung von Mainz bei, während welcher Zeit er sein Epos „Reinecke Fuchs“ vollendete. — Bei seiner Rückkehr fand sich Goethe in angenehmster Weise von seiten des Herzogs überrascht. Das Haus am Frauenplan (dem heutigen Goetheplatz), das Goethe im Frühjahr 1782 zum vierteljährlichen Mietpreise von 34 Thalern bezog, da seine amtlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen ihn nötigten, eine größere Wohnung in der Stadt zu nehmen, hatte Karl August während beider Abwesenheit neu aufbauen lassen und machte es 1794 Goethe zum Geschenk. Der Neubau war eben so weit gediehen, daß Goethe noch alles nach seinem Geschmacke anordnen und einrichten konnte. Dort fanden die aus Italien mitgebrachten Schätze ein würdiges Unterkommen, während im kleinen, den geschmackvoll angelegten Garten zierenden Lusthäuschen die naturwissenschaftlichen Sammlungen ihren Platz fanden. — Von jetzt ab wandte sich Goethe wieder wissenschaftlichen Studien zu, und fast schien es, als ob seine dichterische Muse ganz ermattet sei oder wohl ganz verstummen werde; da führt ihm in dieser für seine poetische Größe kritischen Zeit ein günstiges Geschick den großen Freund zu, der plötzlich seinen dichterischen Genius wieder ins Leben zurückruft. Im Frühling 1794 schlossen Schiller und Goethe jenen innigen Freundschaftsbund, der für die Weiterentwicklung beider so hochbedeutend werden und für unsere deutsche Litteratur so herrliche Blüten zeitigen sollte. Ein freundlicher Zufall war es — ein Gespräch über die Metamorphose der Pflanze — was beide Männer, nachdem sie fünf Jahre ohne irgendwelche Annäherung nebeneinander hergegangen waren, zusammenführte. Die Zeit eines „neuen Frühlings“, wie Goethe schreibt, brach an, in der die beiden größten Dichter, sich gegenseitig fördernd und ergänzend, neidlos um die Palme des Ruhmes rangen. Wandten sich die beiden Freunde in kecken „Xenien“ gegen die Unzahl von höchst mittelmäßigen Dichtern, die sich selbst aber für gottbegnadete Genies hielten und nun, vom Witz und der Satire verwundet, das wahre Genie anbellten wie Hunde den Mond, so stellten sie dieser negativ dichterischen Thätigkeit als positive jetzt Kunstwerke zur Seite, die zur Beschämung aller Gegner ihre Kraft der Welt kund thaten. Zunächst wetteiferten sie 1796—1798 in der Romanzen- und Balladendichtung. Als Meister in der Ballade zeigte sich Goethe im „Zauberlehrling“, „Schatzgräber“, in der „Braut von Korinth“, in „Gott und die Bajadere“, während Schiller die herrlichen Romanzen „den Ring des Polykrates“, „die Bürgschaft“, „die Kraniche des Ibykus“ u. a. m.

dichtete. Wenn hierauf Schiller wieder nach längerer Pause zur dramatischen Poesie zurückkehrte, wandte sich Goethe epischen Stoffen zu. Der bereits 20 Jahre früher begonnene Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ wurde vollendet und das Epos „Hermann und Dorothea“ gedichtet, das Platen den „Stolz Deutschlands und die Perle der Kunst“ nennt.

Der gemeinsamen Thätigkeit der beiden Dichterkönige, die darauf gerichtet war, für die Größe und den geistigen Aufschwung ihrer Nation zu wirken, machte das Jahr 1805 ein Ende. Gleich nach Neujahr erkrankte Goethe so bedenklich, daß man für sein Leben fürchtete, und während er selbst noch leidend war, traf ihn die erschütternde Botschaft von Schillers Tode, am 9. Mai 1805. Goethe fühlte es wohl, daß ihm mit Schiller nicht allein der Freund ins Grab gesenkt worden sei, sondern daß er in ihm die Hälfte seines Seins verloren habe. Gern hätte er dem heimgegangenen Freunde ein Denkmal gesetzt, indem er dessen „Demetrius“ vollendete, bald jedoch legte er das Fragment beiseite; die innere Erregung ließ ihn nicht zum ruhigen Schaffen kommen. Dafür setzte er aber dem großen Toten einen ewig dauernden Denkstein in seinem machtvollen „Epilog zu Schillers Glocke“.

Das nächste Jahr, 1806, brachte schwere Tage über unser Vaterland, und auch Weimar mußte nach der unglücklichen Schlacht bei Jena unter der Plünderung der Franzosen leiden. Goethe selbst geriet bei ihrem Wüten in persönliche Gefahr. Da war es Christiane Vulpius, die schon geraume Zeit das Hauswesen des Geheimen Rats leitete, welche durch ihre Energie und Geistesgegenwart dem bedrohten Dichter das Leben rettete. Die Dankbarkeit für ihr entschlossenes Auftreten und der Wunsch, ihr in den Zeiten der Kriegsnot und in den ihr folgenden unruhigen Verhältnissen einen Rückenhalt zu bieten, wie auch das Gefühl, einer treuen Stütze mehr als je zu bedürfen, bestimmten ihn, sie am 19. Oktober zum Traualtar zu führen.

Der Herbst des Jahres 1808 brachte der Stadt Erfurt das seltene Schauspiel eines Fürstenkongresses, zu dem sich, dem Aufrufe Napoleons folgend, fast sämtliche Potentaten Europas einfanden. Auch Karl August von Weimar war dort und Goethe mit ihm. Unter Kaisern und Königen zeichnete Napoleon in einer mehr als einstündigen Audienz den Fürsten, dessen Reich nicht von dieser Welt war, ganz besonders aus und sandte ihm tags darauf den Orden der Ehrenlegion. Fast zu gleicher Zeit erhielt Goethe die Nachricht vom Tode seiner Mutter. Es ist etwas Wunderbares um die echte, wahre Mutterliebe; ihre Zauberkraft ist auf die Herzen ihrer Kinder von einer Wirkung, wie solche die noch so fürsorgende Vaterliebe nicht auszuüben vermag. Dies hatte auch Goethe an sich in reichem Maße erfahren, und um so erschütternder war daher für ihn diese Trauerbotschaft. „Lange zu leben“, schreibt er daher an seinen Freund Knebel, „wäre wohl schön, müßte man nur nicht so viel Liebes überleben.“

Und in der That, es war ihm bestimmt, noch viele, die ihm lieb gewesen, zu überleben. Durch den Tod seines alten Freundes Wieland und durch den zwei Jahre später erfolgten Verlust seiner Gattin fühlte er sich immermehr vereinsamt, bis die Vermählung seines einzigen Sohnes mit Ottilie v. Pogwisch, einer der liebenswürdigsten und geistreichsten jungen Damen Weimars, wieder neues Leben, neue Lust und Freude in sein verwaistes Hauswesen brachte.

Die Fülle der Jahre und die schmerzlichen Ereignisse hatten indes Goethes Lust und Eifer zur Arbeit durchaus nicht vermindert. Nicht nur seine Amtsgeschäfte besorgte er mit zuverlässiger Treue, — erst 1817 legte er die Leitung des Weimarschen Hoftheaters nieder,

und erst 1825 entsagte er den Staatsgeschäften — sondern in seinem 67. Jahre begann er noch die Zeitschrift „Kunst und Altertum“ herauszugeben, die er 12 Jahre lang fortführte; in seinem „Westöstlichen Divan“ durchwanderte er den fernen Osten, setzte hierauf seinen „Wilhelm Meister“ in dessen „Wanderjahren“ fort, und in seinem 83. Lebensjahre vollendete er das großartigste und schönste Werk seines Lebens, den „Faust“.

Die letzten Lebensjahre brachten ihm noch mehrere schwere Verluste. 1828 mußte er seinen fürstlichen Freund, Karl August, in die Fürstengruft versenken sehen, und kurze Zeit darauf folgte diesem die edle Luise; von allen Lieben, die er besessen, war ihm nur noch sein Sohn August geblieben, der als großherzoglicher Kammerherr in Rom lebte. Im Jahre 1830 entrifs ihm der unerbittliche Tod auch diesen, und damit war die Kraft des greisen Dichters für immer gebrochen; er fühlte es, seine Tage waren gezählt.

Seinen letzten Geburtstag brachte er in Ilmenau zu. Kurz vor diesem Tage bestieg er noch einmal den Kichelhahn, wo er vordem so oft geweilt und an einem Herbstabend des Jahres 1783 als Charlottens Verehrer sein Nachtlid: „Über allen Wipfeln ist Ruh“ an die Wand des oben stehenden Bretterhäuschens geschrieben hatte. Damals war er ein junger Mann, vor dem das Leben im rosigensten Scheine lag. Und nun? Dahin war die goldene Jugend; ein Greis liest tiefbewegt das unvergleichliche Gedicht und, Thränen im Auge und auf den Wangen, spricht er ernst vor sich hin: „Warte nur, balde ruhest du auch“. Und die Ahnungen, welche bang und wehmutsvoll jetzt durch seine Seele zogen, sie sollten im darauffolgenden Frühjahr zur Wahrheit werden.

Am 15. März 1832 wehte eine scharfe Ostluft über die kahlen Felder und die blätterlosen Bäume des Parkes und des Webichts; aber dennoch fuhr Goethe nach seiner Gewohnheit spazieren. Bald aber fühlte er sich unwohl und liefs umkehren. Wohl stieg er noch festen Tritt in seinem Hause die Treppe hinan, an der ihn seine Schwiegertochter besorgt erwartete. Er beruhigte sie, fühlte aber bald Schmerzen und Beklemmungen, und die Umgebung bemerkte, daß sein Auge glanzlos war und sein Aussehen verändert erschien. Es war die Hand des Todes, die auf ihm ruhte. Bis zum 22. März dauerte der wechselnde Kampf. Da saß er in seinem Lehnstuhl, manchmal in Phantasien, die wie Visionen an seinem Geiste vorüberzogen. — Auf einmal rief er seinem Diener Friedrich im Nebenzimmer zu: „Macht doch den anderen Fensterladen in der Stube auf, damit mehr Licht hereinkommt!“ Es waren die letzten Worte, die über seine Lippen kamen. Gegen Mittag legte er sich in die linke Seite seines Lehnstuhls, und kurze Zeit darauf war er tot. Der Leichnam des verklärten Dichters wurde am 26. März nachmittags mit fürstlichen Ehren zur Ruhe getragen und neben seinen ihm vorausgegangenen Freunden Friedrich Schiller und Karl August in der Fürstengruft beigesetzt. —

Laute Totenklage erscholl ob des Heimgangs dieses großen Mannes in allen Gauen Deutschlands, und lauten Wiederhall fand sie in allen kultivierten außerdeutschen Ländern.

Als der Schmerz um den Dahingeshiedenen ruhiger geworden war, da bemühte man sich, das Andenken an ihn in Wort und Schrift lebendig zu erhalten; und auch die Plastiker wetteiferten unter einander, Goethes Bild in Marmor oder Erz der Nachwelt zu überliefern. So steht in Frankfurt a./M. seit 1849 Goethes Kolossalstatue von Schwanthaler; so wurde in Weimar 1857 das Doppelstandbild Goethes und Schillers von Rietschel enthüllt; so besitzt seit 1869 München eine Goethestatue von Widmann, und seit dem Jahre 1880 ist in Berlin ein Goethestandbild von Schaper aufgestellt.

Und schliesslich darf ich nicht vergessen, drei Schöpfungen zu Goethes Gedächtnis aus den beiden letzten Jahrzehnten zu erwähnen. Als am 15. April 1885 des Dichters Enkel Walther von Goethe unvermählt in Leipzig starb, da ging durch sein Testament das großväterliche Haus auf dem Frauenthorplan samt den darin befindlichen Kunstsammlungen in den Besitz des Weimarischen Staates über und wurde das Jahr darauf am 15. Juli als Goethe-Nationalmuseum dem Publikum eröffnet, das von dieser Zeit an jahraus jahrein scharenweise dahin wallfahrtet. Ferner wurde am 9. Juni desselben Jahres unter dem Protektorate unseres allverehrten Großherzogs die Goethe-Gesellschaft gegründet, die sich die Pflege der mit Goethes Namen verknüpften Litteratur zur Aufgabe stellt und sich durch die von der unvergeßlichen Großherzogin Sophie ins Leben gerufene historisch-kritische Gesamtausgabe seiner Werke ein ganz besonderes Verdienst erwirbt. Und seit dem 3. Juli 1896 erhebt sich in luftiger Höhe, dicht an dem Ufer der Ilm, der vornehm-stolze Bau des Goethe-Schiller-Archivs, das sich im Sinne der fürstlichen Stifterin Sophie mit der Zeit unter der Obhut bewährter Gelehrter zu einem Archiv des klassischen Zeitalters unserer Litteratur entwickeln wird.

Dr. H. Greiner.

